

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 13

Artikel: Der Schützenkönig [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 13 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

26. März 1938

Aufbruch

Von Jakob Hess

Im Forst mich ergehend,
Vom zitternden Aether umblaut,
Hab' jüngst ich den Aufbruch
Der Knospen am Erbusch erschaut.
Sie strafften sich mächtig
Bis plötzlich die Hülle zersprang.
Heraus quoll das Lenzgrün
In jugendlich stürmischem Drang.

Da schwoll's mir im Herzen,
Ich wußte nicht, wie mir geschah.
Die Stimmen der Wildnis
Erlangen, bald fern und bald nah.
Den Aufbruch der Seele,
So lockten sie, hältst du zurück?
Entfalten bringt Fülle,
Verflüchten erschließt uns das Glück.

Der Schützenkönig

NOVELLE von ERNST ZAHN

6

Adli saß auf seiner Bank, schwang seine Beinchen hin und her und wünschte sich heim und die Gäste zum Rückuck. Plötzlich aber erinnerte er sich, daß die neue Mutter nicht mit jenen weggehen werde, und es fehlte nicht viel, so wäre er aufgestanden, hätte den Vater bei der Hand genommen und von ihr fort und aus der Kirche zu ziehen versucht.

Es nahm aber alles seinen Gang. Der Trauung folgte auf der Kirchenschwelle die Gratulation des Pfarrers und der Trauzeugen. Neugierige hatten sich angesammelt. Zumbrunnen mußte Bekannte begrüßen. Es dauerte eine Weile, bis man sich auf den Rückweg machen konnte. —

Eine Stunde später jedoch sah die Bohnstube im Arnihaus, wo inzwischen die Lene den Tisch gedeckt und mit späten Alpenrosen geschmückt hatte, die ganze Hochzeitsgesellschaft bereit, mit Speise und Trank das Fest fortzusetzen. Alles geriet in heitere Laune. Die Esther verriet dem Furrer-Xaver, daß sie nachher ein Glückwunschgedicht auffagen werde. Die Eltern Schmid nahmen das Brautpaar in Beschlag, sahen immer neue Vorzüge an Arni und Zumbrunnen und Annas Zukunft und sparten nicht mit beifälligen und dankbaren Worten.

Niemand beachtete im Augenblick, daß Adrich fehlte und nach der Schlafstube entwischt war, die er bisher mit dem Vater geteilt hatte. Seit der Heimkehr war seine Bedrängnis gestiegen. Das Blut stand ihm in den Ohren, das Gesicht war blaß. Der ungewöhnliche Vorgang der Trauungsfeierlichkeiten, die vielen Leute, ganz besonders aber die Notwendigkeit, die fremde Frau, die er jetzt Mutter nennen sollte, in den kleinen Kreis einzuordnen, in dem sich bisher sein Leben abgespielt, machten

ihm mehr und mehr zu schaffen. Er benötigte den ersten Augenblick, allem zu entrinnen. Dabei war er Kind genug, um nach den Leckerbissen zu gelüften, die es bei dem Hochzeitessen geben sollte. Aber in einer seltsamen Hilflosigkeit und Verlorenheit verfracht er sich mit seinem kummervollen Gemüt selbst vor diesem körperlichen Triebe. Er gelangte auf die Schwelle der Schlafstube, ohne zu wissen, was er da wollte. Da fiel sein Blick auf die beiden nebeneinander stehenden Betten, die von der einen Wand weit in die Stube vorstrebten. Am einen von ihnen war eine Veränderung eingetreten, die ihn erschütterte. Er hatte nicht wissen können, daß die Lene nicht leichten Herzens während der Abwesenheit aller in der Kirche das rotweiße Bettzeug, die kleine Decke und das ebensolche Kissen, das früher in sein Kinderbett eingepaßt gewesen und eines Tages einfach in das Erwachsenenbett neben dem des Vaters übergeschafft worden war, in die Nebenkammer gebracht hatte. An seiner Stelle wölbte sich neue schneeweiße Wäsche hoch über der Bettstatt.

Adli wußte sogleich Bescheid. Da er aber nie daran gedacht hatte, daß er der neuen Mutter Platz machen und in Zukunft allein werde schlafen müssen, warf ihn die Entdeckung aus allen Himmeln. Er war ein tapferer kleiner Kerl. Aber die Entdeckung überwältigte ihn. Er taumelte auf den erstbesten Stuhl zu, fiel in die Knie und brach, über den Sessel geworfen, in herzbrechendes Schluchzen aus.

So fand ihn eine Weile später die Lene, die, da Zumbrunnen nach ihm fragte, ihn suchen kam. Die starke, rundbehäbige Frau bog sich über ihn und nahm das Kind auf den Arm. „Tatate“, tröstete sie ihn redselig, als sie fragend heraus-

bekam, warum er weinte, „hebt bekommst es ja wie ein Prinz. Eine eigene Stube hat nicht jeder. Und zeigen kannst, daß du Jäger werden willst wie der Vater, der sich nicht fürchtet. Und jetzt gibt es einen Braten zu Mittag und einen Kirschenkuchen nachher. So etwas hast du deiner Lebtag nicht gegessen.“

Vielleicht war es das Bewußtsein ihrer mütterlichen Nähe, vielleicht auch die respektvolle Einsicht, daß der Vater ihn erwartete, ganz sicher aber der Kirschenkuchen, die Adlis Tränen versiegen ließen. Die Lene konnte ihn, nachdem sie ihm mit einem Schwamm übers verweinte Gesicht gefahren, in die Wohnstube hinüberbringen, wo er neben Anna einen Stuhl bekam.

Sowohl Zumbrunnen als Anna bemerkten, daß er geweint hatte. Aber niemand fragte ihn, warum. Sie waren im Augenblick zu sehr beschäftigt, mußten denen danken, die ihnen zutranken, und der Esther zuhören, die vor dem Kirschenkuchen Gelegenheit bekam, ihren Spruch zu sagen.

Dem Furrer, dem Nebenhochzeiter, der der Esther gegenüber saß, krabbelte es unter der Weste, während er sie schlank, schwarzhaarig und jung vor sich stehen sah und deklamieren hörte. Er fand es wunderschön, so schlecht sie sprach, und wünschte, er wäre auch gleich dem Zumbrunnen ein Witmann.

Der gereimte Glückwunsch erhöhte überhaupt noch die Feststimmung.

Zumbrunnen stand in plötzlichem Entschluß auf. Sein Innerstes war aufgewühlt. Er sah in das trübe Gesichtlein des Adelsrich und in das fast sträflisch anmutige seines jungen Weibes. In tiefer Bewegung erhob er das volle Glas gegen die Tischrunde und sagte: „Laßt uns anstoßen auf ein gutes Leben und daß es der jungen Frau auf Arni gefallen möge.“

Und dann fügte er hinzu: „Gib dem Adli auch einen Tropfen Wein, Lene. Er soll uns Bescheid tun und fühlen, daß er wieder eine Mutter hat, nicht mehr nur einen Vater, der ungeschickt ist in der Liebe.“

Sein schwarzbärtiges Gesicht war bleich geworden. Er hinkte, nachdem er zuerst mit Anna angestoßen und umsonst ihren Blick gesucht hatte, zu Adli hinüber und klingelte sein Glas an seines. Der Knabe sah ihn mit zuckendem Munde und schwimmenden Augen an, konnte nichts sagen, wehrte sich aber und weinte nicht mehr, weil er sich vor den Gästen schämte.

Zumbrunnen fuhr ihm mit der Hand über den Kopf. Er hatte nicht Zeit zu mehr. Bald saß er wieder an seinem Platz.

Als die Zeit tanzten Annas Gedanken einen wilden Tanz: Niemand hatte sie zu dieser Heirat gezwungen! Aus eigenem Entschluß, mit eigener Neugier war sie die Frau des Zumbrunnen geworden! Warum wuchs es da plötzlich zwischen ihr und dem Mann neben ihr wie eine Mauer auf? Daß sie wie im Dunkel saß und meinte ersticken zu müssen? Sie wehrte sich. Sie hörte noch immer zu, wie die anderen redeten, lachten, mit dem Besteck klapperten. Von Zeit zu Zeit bog sie sich zu Adli, zer kleinerte ihm ein Stück Kuchenrinde, mit dem er nicht zurecht kam, und versuchte ein Wort aus ihm herauszubringen, was ihr nicht gelang.

Die Nachmittagsstunden reichten sich. Das Essen ging in ein langes Trinken über. Vater Schmid und der häßliche Anton, der Knecht, begannen zu singen, und selbst die Brautmutter bekam einen roten Kopf.

Da schlug Zumbrunnen vor, daß man ein wenig ins Freie gehe. Man schlenderte zur Kapelle hinüber, von der aus die schöne Aussicht war. Die Knechte und die Lene hatten noch Pflichten zu erfüllen. Adli begleitete den jungen Sepp zum Ziegenstall droben am Walde.

Später wurde Kaffee getrunken. Der Tag ging vorbei.

Die Stunde kam, da die Schmidts und Esther aufbrachen, auch der Furrer-Xaver sich heimbegeben mußte. Es gab einen

herzlichen Abschied, Tränen bei Mutter Schmid und bei Anna, von der es einen Augenblick schien, als wolle sie sich an der Mutter Röcke hängen.

Schmid, der Friseur, aber tat auf dem Wege zum Tal einen Jauchzer, dem der Rausch zu Gevatter stand; „Hoch, der Zumbrunnen! Das ist noch ein Mann! Die Anna hat das große Los gezogen!“

Fünftes Kapitel.

Nun war es still im Hause. Thomas Zumbrunnen und seine junge Frau saßen auf der Altane. Die Lene hatte noch etwas zu Nacht bringen wollen; aber Anna hatte erklärt, sie brächte keinen Bissen mehr hinunter. Auch Zumbrunnen hatte keinen Hunger mehr. Nur Adelsrich bekam draußen in der Küche wie allabendlich noch seine Tasse Milch.

Die Lene brachte ihn dann zu Bett und hatte noch einmal zu trösten.

Auf der Altane war es kühl. Noch immer sah man in der Tiefe, wo der Vierländersee verborgen lag, graues Nebelgespinnst, während das Arniwasser und das Dorf und die grüngrünen Alpmatten in fast violette Schatten tauchten, die Berge aber in einer fast überirdischen Fülle von rotgoldenen Licht sich dem dunkelnden Himmel sehnüchlich entgegenzustrecken schienen.

„Es ist noch nicht Bettzeit“, sagte Zumbrunnen und fügte hinzu, es fühlte sich gut noch ein Weilchen beisammen nach all dem Trübel.

Noch immer ganz benommen war ihm Anna hierher gefolgt und hatte sich gehorham auf den Stuhl gesetzt, den er ihr hinstellte.

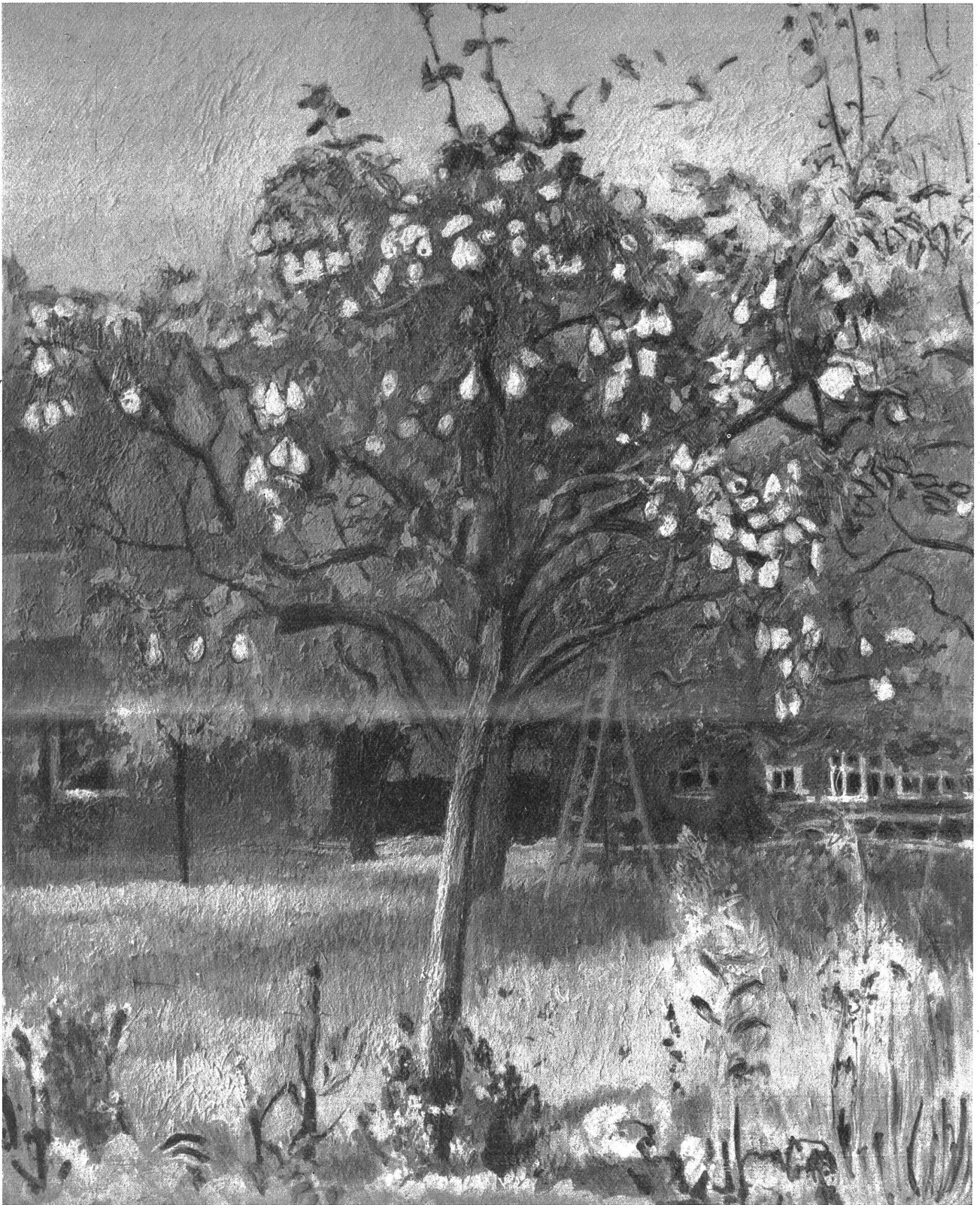
Er rückte näher zu ihr und nahm ihre Hand. „Ich würde dir gern etwas recht Schönes sagen“, sprach er mit gedämpfter Stimme; „aber ich habe nie viel geredet. Und Worte tun es auch nicht. Du mußt halt fühlen, wie glücklich und dankbar ich bin.“

Anna antwortete nicht. Die Befangenheit, in der sie den ganzen Tag gelebt hatte, steigerte sich ihr zu immer deutlicherer Angst. Das Herz klopfte ihr bis an den Hals. Sie ließ es aber geschehen, daß Zumbrunnen sie näher an sich zog und so fest an sich gedrückt hielt, daß ihr Kopf an seine Brust zu liegen kam. Sie verstummten. Dann fiel über beide klarer, als sie das am Tage gespürt, die Empfindung, daß sie bald in die Kammer gehen würden, zum erstenmal allein, zum erstenmal Mann und Frau. Die Tatsache ihrer Ehe und ihr Ernst kamen ihnen erst jetzt voll zu Bewußtsein, der Anna, weil sie sich in alles blindlings hatte hineintreiben lassen, dem Zumbrunnen, weil er sich noch immer nicht ganz von dem Staunen über das Glück, das ihm widerfuhr, erholt hatte.

Sie saßen. Ihre Körper berührten sich. Zumbrunnen fühlte sein Blut. Lange war es ruhig gewesen während seiner Witwenschaft, gekühlt durch die Einsamkeit und das Gleichmaß des Tagewerks und der Tage und die leichte Luft der Berge. Jetzt aber spürte er ein Brodeln und Wallen, gegen das er sich unwillig wehrte und das doch mehr und mehr über ihn Gewalt gewann.

Anna ahnte diese Empfindungen; sein beschleunigter Atem, der Druck seines Armes verrietten sie ihr. Da wurde ihre Angst zu der eines Menschen, an dem ein großer bissiger Hund herum schnüffelt. Unwillkürlich zurückschreckend, öffnete sie die Augen weit, ohne noch den Kopf von seiner Brust zu lösen.

In dieser Sekunde fiel ihr Blick auf Zumbrunnens verkrüppeltes Bein, das dicht unter ihren Augen in einer seltsamen Verkrümmung zu Boden strebte. Sie hatte es nie so nahe geschaut, es unter dem Eindruck des stattlichen Oberkörpers oft übersehen. Jetzt stieß der Anblick des armseligen Gliedes sie ab. Ein krankhafter Überwille ergriff sie. Reife schlugen ihr die



Landschaft

C. Amiet

Zähne zusammen. Ganz von fern vernahm sie dann Zumbrunnens zärtliche Stimme: „Ich habe einmal gemeint, es sei etwas daran, wenn man in der Welt etwas gelte, wenn man sage: Der Zumbrunnen, der Meisterschütz und dergleichen. Jetzt weiß ich, daß alles das nichts bedeutet gegen das, was ich mir nicht mit dem Gewehr oder mit irgend einer anderen Geschicklichkeit habe holen können, deine Liebe.“

„Deine Liebe“, tönte es in die Anna hinein. Liebte sie ihn denn? Erst jetzt merkte sie, daß nichts dergleichen sie zu ihm getrieben. Aber ebenso jäh fehlte ihr diese Liebe, fehlte ihr etwas, was sie vielleicht heimlich erträumt, und fehlte ihr allerlei, was das Leben schön machte und was auf Arni, in der Stille, im Bauernhause und bei dem alternden Mann nicht zu finden war. Und auf einmal war wie ein Symbol jenes

Leutnantsgeſicht wieder da. Sie hatte noch nichts mit dem jungen Menſchen, dem einſtigen Schulkameraden; aber ſeinesgleichen, mehr als er ſelbſt, waren ihr wichtig, junges Mannsvolk, Tanz, Scherz — mein Gott, wie jung ſie noch war!

Plötzlich fühlte ſie, wie Zumbrennen aufſtehend ſie hochzog. „Meiſt du nicht auch, daß wir jetzt noch mehr in die Stille gehen ſollten miteinander?“

Er wartete ihre Antwort nicht ab. Er zog ſie ſacht in die Wohnſtube hinüber. Sie kamen an dem blinkenden Silberbecher vorbei, den er am letzten Schützenfeſt herausgeſchoſſen und der auf der Kommode ſtand.

„Weißt noch?“ fragte er. „Das war an dem Tag, an dem wir einander zum erſtenmal begegnet ſind.“

Immer noch ſchwieg ſie, und er nahm es für eine begreifliche Befangenheit. Durch den Flur führte er ſie. Eine Tür neben der zu ſeiner Kammer fiel ihm auf, und er mußte an Adli, ſeinen Schlafkameraden, denken, der jetzt dahinter ruhte. Es trieb ihn etwas, die Tür noch zu öffnen, dem Knaben noch einmal die junge Mutter zu bringen. Aber der Gedanke nahm kaum Geſtalt an. Das Blut ſott in ihm. Schon drückte er die eigene Kammertür auf und ließ Anna über die Schwelle treten.

Als ſie fühlte, daß ſein Arm ſie freigab, tat ſie ein paar raſche Schritte. Das war wie Flucht. Und nun ſtand ſie am Fenſter vorn, ohne in den erloſchenen Tag hineinzusehen. Ihr Kopf hing auf die Bruſt. Wie ein Opferlamm ſtand ſie da. Die Arme hingen ihr ſchlaff am Körper.

Zumbrennen war neben ſeinem Bett ſtehen geblieben. Er wagte nicht recht, die Augen nach ihr hinüber zu richten. Es war doch ein großer Augenblick jetzt, ein feierlicher. Er zog aber ſeinen Feſtrock aus und ſchlug faſt mechaniſch die Decke ſeines Bettes zurück. Dann erſt ſchaute er nach Anna hinüber. Ihre ſonderbare Haltung fiel ihm auf.

„Willſt du dich nicht ausziehen?“ fragte er leiſe.

Da zuckte ſie noch weiter gegen das Geſimſe zurück, und all ihre Zerfallenheit und Angst ſpritzten in einem einzigen Ausbruch auf: „Ich kann nicht!“

Er verwunderte ſich. Er hatte nicht gedacht, daß ſie noch ein Kindskopf ſei. Es zwang ihm faſt ein Lachen ab. Und wie ein Vater, ruhig, vernünftig, ging er zu ihr und ſagte: „Ich verſtehe das ſchon, Anna. Das iſt etwas Ungewohntes. Aber laß mich dir helfen. Das iſt doch nun einmal: Wir ſind nun doch Mann und Frau.“

Bei dieſen Worten ſtreckte er die Hand nach ihr aus. Vielleicht dachte er, ihr die Jacke zu löſen.

Sie aber hebte am ganzen Körper, und die Tränen ſprangen ihr aus den Augen. „Ich kann nicht hierbleiben“, ſtieß ſie verzweifelt heraus.

Zumbrennen ſtand da, vor den Kopf geſchlagen. Es lief ihm kalt über den Rücken. Stürzte die Welt ein? Aber dann beſann er ſich. Vielleicht waren die jungen Frauen heute ſo. Vielleicht mußte man mit ihnen Geduld haben. Er löſchte das Licht aus, das er vorhin aufgedreht hatte. Es dämmerte ſtark. „Lege dich ganz ruhig zu Bett“, ſprach er ihr zu, zu ſeinem eigenen Lager zurückkehrend. „Ich ſehe nicht hin. Wenn du willſt, kann ich auch hinausgehen und erſt ſpäter wiederkommen.“

Dieſes Wiederkommen trieb Annas Erregung zum Höhepunkt. Sie lief zur Tür. „Nein, nein, nein,“ überſtürzte ſie ihre Rede, — „ich — ich will fort — ich“

Zumbrennen fuhr ſich langſam über den Kopf, die braune Stirn hinauf bis ganz hinten übers dicke Haar: War — war das möglich? dachte er nach. Dann, wie einer, der weiß, daß nur große Geduld hilft, ſprach er überlegt, gütig, gewiß, daß morgen alles anders ausſehen werde: „Was fürchteſt du dich!

Ich bin doch kein Tyrann, kein Menſch, der nicht Reſpekt hat. Ich hole jetzt den Adli herüber. Und du legſt dich in ſeine Kammer. Da bleibſt du, bis du dich eingewöhnt haſt und gelernt haſt, mich ein wenig liebzuhaben und dann ſelber —“

Er konnte nicht vollenden und ſagen, daß ſie dann aus eigenem Antrieb zu ihm kommen werde. Sie drückte ſchon die Türklinke nieder. Nur hinaus, dachte ſie, nur hinaus. Weil er ihr aber folgte und weil plötzlich ihre ganze Hochachtung vor ihm zurückkehrte, weil ſie ſich auch gar nicht klar war, was nun werden ſollte, wartete ſie unwillkürlich auf ihn und tat, was er wollte, ſchritt durch die neue Tür, die er für ſie öffnete, und ſah zu, wie er an das Bett trat, ſorglich wie eine Mutter ſich darüber beugte und den ſchlafenden Adli aus den Riſſen hob.

Zumbrennen ſprach nicht, vielleicht um den Knaben nicht zu ſtören; aber als er ihn fortgebracht hatte, kam er noch einmal zurück, während Anna ſich auf einen Stuhl geſetzt hatte und nachdachte, nachdachte, was geſchehen ſollte. Er kam nur bis zur Schwelle. Er wollte ſie nicht noch einmal erſchrecken. „So iſt es gut, nicht wahr?“ ſprach er ihr zu. „Schlaf gut zum erſtenmal in deinem Hauſe. Morgen wird dir ſchon alles viel beſſer erſcheinen.“

Er machte auch für ſie noch Licht und zog ſacht die Tür ins Schloß.

Sie hörte ihn, wie er trotz ſeines Hinkens faſt geräuſchlos ins Nebenzimmer humpelte.

Adelrich war nicht erwacht. Als Zumbrennen zu ihm zurückkam, lag er noch, wo er ihn hingelegt, in dem Bett, das für Anna bereit geweſen und wo er bis heute immer geſchlafen hatte. Der Gedanke, ihn wieder da zu haben, ergriff Zumbrennen, vermehrte noch den Aufruhr ſeines Innern. Aber das Erlebnis mit Anna zog ſeine Gedanken von dem Knaben ab. Faſt ohne zu wiſſen, was er tat, ganz in Grübeln verſunken, entkleidete auch er ſich und legte ſich ſacht und bemüht, Adli nicht zu wecken, nieder. Waren alle Frauen ſo merkwürdig? Alle neuzeitlichen Frauen? ſann er dann immer wieder. Zweifel ſtiegen auf, wie er ſie vor der Verlobung gehegt: War es von ihm eine Vermessenheit geweſen, eine Junge zu nehmen? Er beſchwichtigte ſie mit der Zuverſicht und Sicherheit, die ihm die Trauung, gleichſam das Dokument ſeiner Rechte, gegeben, auch mit dem Gedanken daran, daß die Anna ſo freiwillig, mit einer gewiſſen Freude zu ihm gekommen. Allmählich gewann ſogar wieder eine an Fröhlichkeit ſtreifende Erwartung Raum: Nun lag die Scheue, Junge drüben und würde morgen als eine Beruhigte aufſtehen, ihm dankbar ſein, daß er ihr Zeit gelaffen, Vertrauen haben und — in Stunden und Tagen mußte ſich alles zum beſten wenden!

So ſcharf und dringlich ſtellte Zumbrennen ſich das alles vor, daß es ihm vor den Atem kam und er ſchlucken und huſten mußte.

Darüber erwachte Adelrich.

„Vaterli“, flüſterte er, und als Zumbrennen mit der Hand hinüberlangte, „Vaterli, biſt da?“

Das Kind hatte Mühe, ſich alles zuzureimen: daß er hier war und doch fort geweſen, das Warum und Wie. Er rutschte ganz nahe an Zumbrennens Bett heran und wurde heller und heller wach vor Erregung, je mehr er Zusammenhänge erriet und ſich ihm die Frage nach der fremden Frau auf die Lippen drängte. Er fragte aber nicht. Mit der Einfühlungskraft des Kindes ahnte er, daß etwas nicht ſtimmte. In der Folge lag er ganz ſtill und erlauſchte nur, daß auch der Vater nicht ſchliefe, ſo ſehr er ihm das zu verbergen ſuchte.

Nach einer langen Weile erklang die leise Kinderstimme noch einmal auf: „Kannst nicht schlafen, Vater?“

„Ich kann dann schon“, tröstete ihn Zumbrennen.

Da entschlief das Kind. Es hörte nicht mehr, was Zumbrennen gegen Morgen vernahm.

Anna war nicht, wie ihr Mann erwartet hatte, zu Bett gegangen. Sie blieb überstürzt von Erregung auf ihrem Stuhl sitzen. Was mußte Zumbrennen von ihr denken? frug sie sich, und das, was sie einmal für ihn eingenommen, stieg in ihr hoch und machte sie vor Selbstvorwürfen frieren. Aber wildbachgleich, alles überbrausend und mit sich reißend, kam auch die neue Empfindung zurück, daß sie hier auf Arni nicht bleiben konnte, daß sie sich vorkam, als sei sie in die Gewalt eines Tieres oder eines Wildmenschen gefallen und sich ihm entwinden mußte. Gleich einer Feuergarbe loderte die Angst in ihr auf, grundlos und doch nicht zu überwinden. Sie setzte ihr so zu, daß allmählich ihre Vernunft litt, daß sie vor den Wänden zitterte, die sie umgaben, und daß ihr zuletzt nur eines übrig zu bleiben schien: die Flucht, die furchtgepeitschte, kopflose, wahnsinnige Flucht.

Schluß folgt.

* * *

Dürs Wäldli us

Es lüfterlet u rägelet,
Dr Bode isch ganz gsprägelet
Vo brunem Loub. Mys Bliebli springt
Dür ds Wäldli us u tanzt u singt.

Es stögelet u stüngerlet
U gümperlet u fünggelet,
Es haseliert u heinlet gschwind
Dür ds Miesch us wie ne Wirbwind.

Bald pföselet's, bald geit's im Trab,
Dür ds Wägli uf, dür ds Wägli ab,
U mängisch blybt's es Rüngli stah
U stuumet d'Tannegroßli a.

Hermann Hofmann.

* * *

Provisorisch

„Bitte, sehen Sie sich bei uns nicht um“, sagt die Hausfrau verlegen und sucht den Blick des Gastes davon abzulenken, daß das moderne Wohnzimmer durch ein plummes Bett entstellt wird, oder daß ein dunkler Garderobekasten den Eindruck des lichten, zierlichen Wohnraumes verdirbt. „Das haben wir nur provisorisch hingestellt, aus dem Bett machen wir eine hübsche Couch und der Schrank wird in der Farbe der übrigen Möbel lackiert.“ Aber beim nächsten und übernächsten Besuch hat das Bild sich noch immer nicht geändert und man hört auf, sich zu entschuldigen, obwohl man stets ein peinliches Gefühl empfindet, wenn ein Fremder die Wohnung betritt, oder wenn man selbst aus dem gepflegten, harmonischen Heim anderer Menschen nach Hause kommt. Mit einer verhältnismäßig kleinen Geldausgabe und dem festen Entschluß, etwas Mühe nicht zu scheuen, hätte sich das störende Element leicht beseitigen lassen, aber gerade an dieser Entschlußkraft pflegt es zu fehlen und das häßliche Provisorium bleibt.

Oder man legt Briefe „einstweilen“ in irgend eine Lade, stupft sie von einem Platz auf den andern und versäumt schließlich, ein vielleicht wichtiges Schreiben, rechtzeitig zu beantworten; man notiert Ausgaben „vorläufig“ auf einem losen Zettel, statt sie gleich in das dafür bestimmte Buch einzutragen, hat

dann bestenfalls die doppelte Arbeit oder Verdruß, wenn das notwendige Beleg verloren ging. Man schiebt herumliegende Dinge „provisorisch“ in einen beliebigen Kasten, den man erst nach stundenlangem Suchen zufällig öffnet, um das Gewünschte freudig wiederzufinden. Man schüttet aber auch Benzin oder Salzsäure provisorisch in eine leere Bierflasche, weil man sich nicht die Zeit nimmt, die Flasche mit der richtigen Aufschrift zu suchen, und richtet dadurch unter Umständen unabsehbares Unheil an. Denn wie leicht kommen Verwechslungen vor, besonders wenn Kinder im Hause sind.

Es gibt sogar Leute, die „provisorisch“ einkaufen, wenn das Geld für den wirklichen Bedarf augenblicklich nicht langt. Ein billiger Ersatz ist rasch beschafft, aber diese verfehlte Sparsamkeit rächt sich gewöhnlich. Entweder bleibt es bei dem ungenügenden und daher unbefriedigenden Provisorium oder man hat sich nur doppelte Kosten gemacht.

Der beste Nährboden für das Provisorium ist Trägheit und Lässigkeit, die Gewächse, die er hervorbringt, sind Unordnung und Unbehagen. Niemand fühlt sich wirklich wohl in einem Raum, wo kein Möbelstück zum andern paßt und wo man sich gar nicht um harmonische Ordnung bemüht, weil alles eben nur „provisorisch“ hingestellt ist, wie ein Koffer in einem Hotelzimmer; und das provisorische Mittagessen, in aller Eile eingenommen, ist stets nur ein schwacher Ersatz für eine richtig zubereitete und servierte Mahlzeit.

Plötzliche Erkrankungen, Todesfälle, Reisen, Ueberstiedlungen, oder andere unvorhergesehene Ereignisse, sind selbstverständlich ein Entschuldigungsgrund für provisorische Erledigungen, aber im normalen Alltag sollten sie keinen Platz finden. Es gehört nichts weiter dazu, als etwas Energie und der beste Wille, ein Provisorium gar nicht erst einreißen zu lassen, wozu es nach dem Gesetz der Trägheit nur zu sehr neigt — weder auf sachlichem, noch auf andern Gebiet. Je länger ein Zustand dauert, desto schwerer ist es bekanntlich ihn zu ändern. Am einfachsten ist, das Nötige womöglich gleich und sofort zu tun oder zu veranlassen, statt es widerwillig auf morgen zu verschieben.

—hl—

* * *

Kino in Oberägypten

Zwei Dinge sind auch im hintersten ägyptischen Nest noch zu finden: ein Laden, in dem man Zippentische kaufen kann und ein Kino. Meine Landsmännin und ich — die einzigen Schweizerinnen hier — entschließen uns, vorerst einmal Attraktion zwei in Augenschein zu nehmen.

Leider ist der Eingang zum Filmpalast wenig vertrauens-erweckend. Zwar steht auf der Fassade in großen Lettern „Grand Cinema Palace“, aber der Araber unter der Tür, der die Billette kontrolliert, pußt sich eben mit dem Halstuch die Nase, und spuckt darauf kräftig nach hinten aus. Bereits mit einem Anflug von Gänsehaut steigen wir die Treppe hinauf, wo halbgerauchte Zigaretten, verkaufte Rohblätter, Sardinenreste und Dreck in allen Qualitäten malerisch zerstreut liegen. Im Saal oben ist unsere erste Bewegung: Hand an die Nase, denn die Luft hier spottet jeder Beschreibung. Sie ist aus dem Duft obenerwähnter Ingredienzien, sowie dem von Schweiß, alten Kleidern und in Gesellschaft nicht erwähnbaren Dingen aufs pikanteste gemischt. Trotzdem treten wir tapfer in unsere Loge und schauen ins „Parkett“ hinunter, wo das Volk in dichten Scharen versammelt ist. In den hintern Reihen haben die „Mehrbessern“ Platz genommen; jene Ägypter, die von Europa angehaucht sind und nun die errungene Kultur mit Spazierstock und rückwärtiger Quetschfalte im Jackett dokumentieren. Vorn aber, wo der dritte Platz ist — ja da ist es noch „echt“, da ist der Orient, da ist selber das reinste Kino im Kino. Zerlumppte, schmutzige Gestalten in Kleidern, die zer-rissenen Nachthemden zum Verwecheln ähnlich sehen, die Köpfe